

Von Henning Klingen

Majestätisch liegt sie da und reckt träge ihre Kuppeltürme in den stahlblauen Himmel: die Kathedrale des heiligen Sava in Belgrad. Ein weiß schimmernder Prunkbau, gerne als größtes serbisch-orthodoxes Gotteshaus der Welt bezeichnet, umschmeichelt von Springbrunnen und Schatten spendenden Bäumen mitten in der Stadt. Erwartungsvoll betreten Touristen die Kirche – und blicken statt in prunkvoll ausgemalte Gewölbe auf nackten, spröden Beton, Stahlträger und Baugerüste. Mächtige Neo-Renaissance. 2007 wurde der Außenbereich fertiggestellt, bis 2012 soll der Innenausbau folgen.

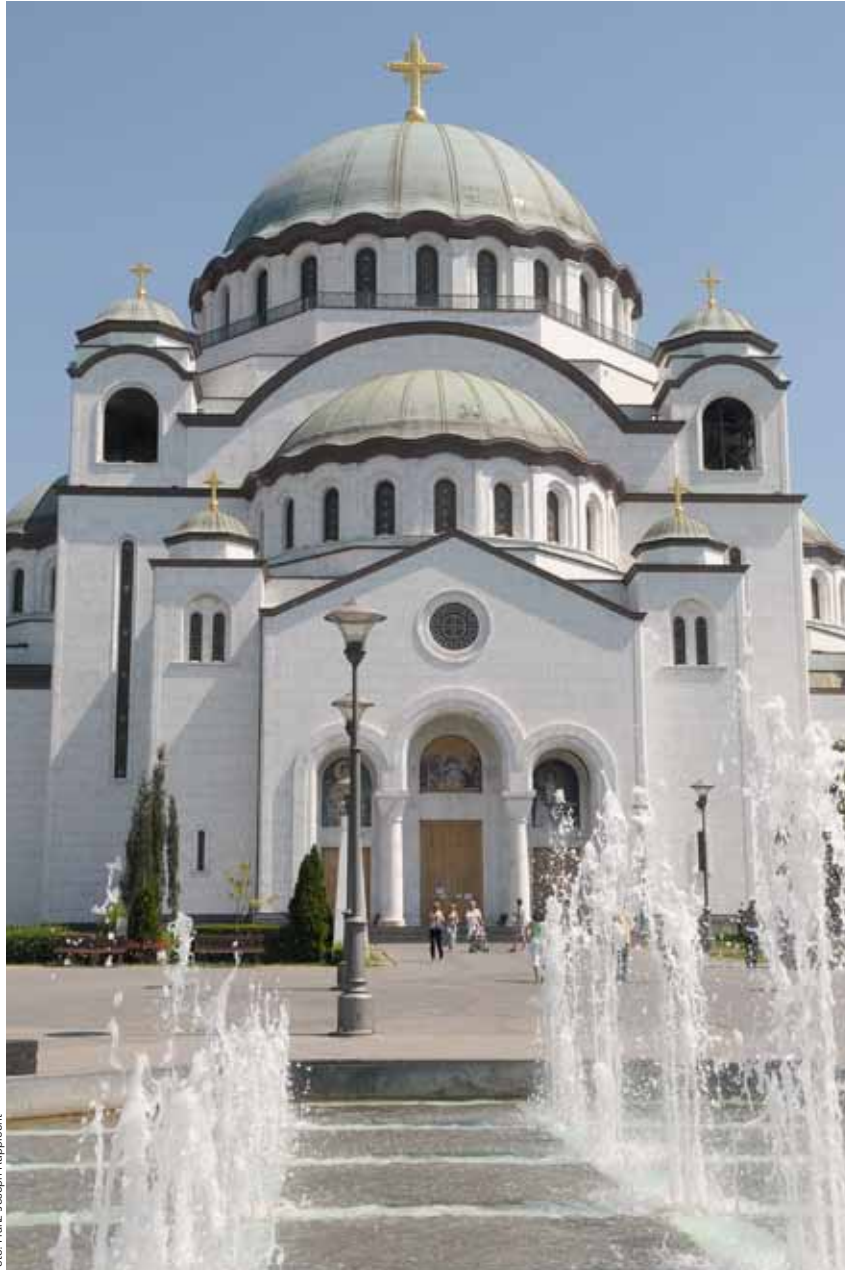
Nur wenige Kilometer von der Kathedrale entfernt stehen liebevoll restaurierte Barockbauten, heute Heimat von Ministerien und Regierungsbüros. Ihre Fassaden spiegeln sich im blanken Glas der Bankentürme; dazwischen ein zerbombter Bürokomplex. Im April 1999 wurde das Gebäude, das zuvor den Generalstab der jugoslawischen Streitkräfte beherbergte, von Nato-Fliegern zerstört. Ein Mahnmal, umkurvt von überfüllten Linienbussen und hupenden Autokolonnen.

Ruinen und Baustellen

Bereits das Stadtbild zeigt die Spannung auf, in der sich Serbien, das pulsierende Zentrum des Balkan, und seine orthodoxe Nationalkirche befinden. Vieles ist im Aufbruch begriffen, doch die Narben des Krieges sind noch nicht verheilt. Auf Schritt und Tritt begegnet einem die jüngste Geschichte, oft in Form der anklagenden Frage an den westlichen Besucher: „Why the hell did you throw bombs on us?“ (Warum zum Teufel habt ihr uns bombardiert?) Aber an der Ruine zeigt sich auch die Unfähigkeit des serbischen Staates, die eigenen Verwaltungsstrukturen vom spätsozialistischen Muff zu befreien und den Dschungel verschiedenster Interessen zu lichten. Erst vor kurzem hat ein Investor, der die Gebäude sanieren wollte, verzweifelt das Handtuch geworfen.

Außenpolitisch durch die kompromisslose Haltung in der Frage der Unabhängigkeit des Kosovo weitgehend isoliert und wegen des Verdachts der mangelnden Zusammenarbeit mit dem Den Haager Kriegsverbrechertribunal stets skeptisch beäugt, hat Serbien zugleich mit innenpolitischen Problemen zu kämpfen. Eine saisonale Arbeitslosigkeit von bis zu zwanzig Prozent setzt dem Land zu. Die proeuropäische Regierung unter Präsident Boris Tadić ist eine wackelig zusammengesetzte Koalition von dreizehn Parteien und verfügt nur über zwei Stimmen Mehrheit im Parlament. Große Reformschritte sind so fast unmöglich.

Auf der anderen Seite die serbisch-orthodoxe Kirche, die – ähnlich der Kathedrale – nach außen hin einen geschlossenen, strahlenden Eindruck macht, bei genauerer Betrachtung jedoch einer Baustelle gleicht. Da ist zum Beispiel ein riesiger Reformstau, der sich unter dem nach langem Siechtum im letzten November verstorbenen Patriarchen Pavle vergrößert hat. Es



Mächtige Neo-Renaissance: Die Kathedrale des heiligen Sava in Belgrad

Von den Mythen zur Reform

Nach den Kriegsjahren sucht Serbien nicht nur Anschluss an die Europäische Union, sondern fragt nach seiner nationalen Identität zwischen Ost und West. Das fordert auch die orthodoxe Kirche heraus.

gibt Machtkämpfe um kirchliche Neustrukturierungen (etwa um den Zuschnitt der Auslandsbistümer) und um eine theologisch reformoffene, ökumenische Neuorientierung. Ein Teil des Episkopats ist noch von politischen, historischen wie kulturellen Nationalmythen durchdrungen und belastet durch radikale Ansichten die Glaubensgemeinschaft erheblich. Die mit Veruntreuung von Geldern begründete

Absetzung des umstrittenen Kosovo-Bischofs Artemije (Radosavljević) im Frühjahr war dabei nur ein erstes äußeres Zeichen für jenen Umbruchprozess, in dem sich die orthodoxe Kirche seit dem Tod des letzten Patriarchen und der Wahl des neuen Patriarchen Irinej (Gavrilović) im Januar befindet.

Wer diesem Umbruchprozess auf die Spur kommen möchte, wer die aufeinander-

prallenden Fraktionen erahnen und in diese so christliche und doch so fremde Welt eintauchen möchte, muss Belgrad verlassen und durch die Vojvodina reisen, die geschichtsträchtige und klosterreiche Landschaft im Norden Serbiens.

Novi Sad ist mit 250 000 Einwohnern die Hauptstadt der Provinz Vojvodina, rund achtzig Kilometer nördlich von Belgrad. Cafés und Bars säumen die Straßen der mondänen Innenstadt. Nachts bevölkern unzählige Studenten und Jugendliche die Gassen und Kneipen. Im Zentrum liegt das rot schimmernde Palais des orthodoxen Bischofs Irinej (Bulović). Höflich und in fließendem Deutsch empfängt er die Gruppe österreichischer und deutscher Journalisten. Rasch kommt der Bischof zur Sache. Er betont das gute ökumenische Klima und den interreligiösen Dialog, den er in seiner Diözese pflegt. Neben der orthodoxen Mehrheit leben auch evangelische Christen, Juden und Muslime in der Stadt. Die Katholiken bilden mit 30 000 Gläubigen sogar eine recht starke Minderheit. Gegenseitige Besuche und gemeinsame Aktionen seien selbstverständlich, auch die Kooperation im jüngst eingerichteten Interreligiösen Rat funktioniere reibungslos, berichtet Irinej. Das hängt historisch auch mit dem multireligiösen Erbe der Habsburger Zeit zusammen. Bis zum Ersten Weltkrieg war die Stadt ein Armeestützpunkt und somit auch ein Siedlungsmagnet für Ungarn, Slowaken, aber auch für rund 500 000 Donauschwaben.

Beten als Therapie

Rasch merkt man, dass man mit Bischof Irinej einen Verfechter von Reformen und Modernität vor sich hat – und einen einflussreichen Mann, der international als herausragender orthodoxer Theologe geschätzt wird und als enger Vertrauter des namensgleichen Patriarchen gilt.

Nur wenige Kilometer weiter: In warmen Rot- und Gelbtönen leuchten die Mauern des Klosters Kovilj. Mächtig ragt der Kirchturm in den schimmernden Abendhimmel, ein Storch erhebt sich von der Spitze und gleitet gemächlich über das satte Grün der umliegenden Felder. Seit zwanzig Jahren erweitern und sanieren 25 Mönche die beeindruckende Klosteranlage, deren jüngstes Prunkstück – die frisch mit leuchtenden Ikonen ausgemalte Kapelle – sie den Besuchern stolz präsentieren. Alle Mönche haben studiert, viele haben westeuropäische Länder bereist. Erst vor kurzem wurden dem Kloster im Rahmen eines Restitutionsgesetzes zuvor unter Tito enteignete Ländereien und Einrichtungen zurückerstattet. Es gibt eine eigene Kerzengießerei und eine Schnapsbrennerei, doch landesweite Bekanntheit genießt das Kloster wegen seines starken sozialen Engagements. So betreut das Stift in fünf Außenstellen insgesamt rund hundert drogenkranke Jugendliche. Als Therapeutikum habe sich vor allem eine intensive spirituelle Begleitung bewährt, berichtet Abt Porfirije. Mittlerweile stehen Gespräche mit dem Gesundheitsministerium vor dem Abschluss, um das klösterliche Angebot in das offizielle staatliche Drogen- →



Stadtansichten von Belgrad: links das im Krieg zerstörte Gebäude der jugoslawischen Armee, rechts die Innenstadt

→ programm aufzunehmen. Ein ungewöhnlicher Schritt – insbesondere aus Sicht des Klosters, denn dem sozialen Engagement über unmittelbare Nothilfe und Armenspeisung hinaus kam in der Orthodoxie in der Regel keine größere Bedeutung zu. Eine orthodoxe Soziallehre wird erst allmählich entwickelt.

Kloster Kovilj gilt als Reformkloster. Selbst die von der serbischen Orthodoxie sonst so einheitliche Antwort auf die Kosovofrage bekommt im Munde des Abtes von Kovilj erste Risse. Natürlich bleibe der Kosovo serbisches Kernland, Klosterland, das Herz Serbiens, demonstriert er zunächst Linientreue – um dann fortzufahren, dass

selbstverständlich auch die Kirche wisse, dass ein Einspruch gegen die proklamierte und von etlichen Staaten bereits anerkannte Unabhängigkeit des Kosovo von Serbien nicht mehr viel ändern werde. Nun gehe es darum, ein friedliches Zusammenleben der serbischen Minderheit mit der muslimischen albanischen Mehrheit praktisch zu organisieren.

Strenge Liturgie

Die andere Seite kann man bei einem Besuch auf der Fruška Gora, einem Mittelgebirgszug nahe Novi Sad, kennenlernen. Achtzehn Klöster gibt es hier, angeschmiegt an sattgrüne Hügel oder eingepasst in üppig bewaldete Täler, wo sie bereits die Osmanen, später die Nationalsozialisten und den Sozialismus leidlich überstanden haben. Seit Jahrhunderten pflegen sie den Kern des orthodoxen Christentums: die Tradition. Und sie finden damit Anhänger. Immer jüngere Mönche gründen eigene Klöster, wenden sich von der seit dem Ende des Sozialismus rapide beschleunigten Modernisierung und ihren krankhaften Auswüchsen ab – als deren schlimmste die Säkularisierung und der Glaubensabfall gesehen werden.

So etwa das Kloster Staro Hopovo. Am Ende eines schmalen Tals, nur Eingeweihten bekannt, stößt man auf eine kleine Siedlung, bestehend aus einer winzigen, neu aufgebauten Kirche und einem kleinen Wirtschafts- und Wohngebäude. Sechs junge, kaum dreißig Jahre alte Mönche spüren hier seit vier Jahren dem Erbe der Väter und dem Zauber des Anfangs nach: Stück für Stück bauen sie auf den Ruinen des alten, 1546 gebauten und unter den Osmanen zerstörten Klosters ein neues auf. Bereits zu Studienzeiten haben sich die Mönche zusammenschlossen, mit dem Ziel, der Welt zu entsagen, die in ihren Augen im moralischen Niedergang begriffen ist. Sie wollen die alte Strenge in Form einer ununterbrochenen Liturgie pflegen.

Nicht weit davon entfernt liegt Velika Remeta, das älteste Kloster der Fruška Gora. Seine Wurzeln reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Die Wunden der Zerstörung durch die Osmanen im 18. Jahrhundert haben sich auch hier tief ins kollektive Gedächtnis eingepägt. Kolonnen von Gläubigen, Pilgern und Besuchern drängen sich an diesem Sonntagmorgen



Abt Porfirije vom Kloster Kovilj, im Hintergrund Bischof Irinej von Novi Sad



Abt Stephan vom Kloster Velika Remeta bei der Agape nach dem Gottesdienst

über den schmalen Waldweg, vorbei an gediegenen Ferienhäusern vermögender Belgrader, aber auch durch arme Dörfer, die vom Straßenverkauf des in Überfülle vorhandenen Obstes und Gemüses leben. Rosen- und Lavendelduft liegt in der Luft. Im Inneren der wuchtigen Klostermauern wartet eine grüne Oase mit einem kleinen Brunnen und einer mit prächtigen Fresken ausgemalten Kirche auf die Besucher. Velika Remeta ist ein Magnet – berühmt für seinen charismatischen Abt und die Agape mit den Mönchen im alten Refektorium im Anschluss an den Gottesdienst.

Dem an die lateinische Liturgie gewöhnten Auge fällt es schwer, dem feierlichen byzantinischen Ritus mit seiner überwältigenden liturgischen Symbolfülle zu folgen. Weihrauch liegt in der Luft, als die festlichen Gesänge im traditionellen Kirchenslawisch anheben. Streng ist die Ordnung unter den Besuchern, als es zur Kommunion geht. Frauen bedecken ihr Haar mit Kopftüchern, junge Mädchen senken demutsvoll den Blick, als sie in gebückter Haltung die Kommunion aus dem Löffel empfangen. Kinderreichen Familien wird demonstrativ der Vortritt gelassen. Im hin-

Gesellschaft braucht Orientierung

In der globalisierten Welt erhält unser Sozialstaat ein neues Gesicht. Eine Politik, die den Wandel nicht bloß verwalten, sondern aktiv gestalten möchte, braucht eine solide Grundorientierung. Diese ist in der christlichen Sozialethik mit ihren Grundprinzipien der Personalität, der Subsidiarität und der Solidarität zu finden.

Herzmann Kees
 Gesellschaft braucht Orientierung
 Christliche Sozialpolitik in der praktischen Politik
 184 Seiten - Broschur - 14,00 Euro (In)
 ISBN 978-3-429-03213-5

echter verlag
 www.echter-verlag.de



Ein Mönch läutet die Glocken im Kloster Staro Hopovo.



Foto: Rupprecht

Vesper-Gottesdienst in Velika Remeta

teren Teil der Kirche sinken Frauen – auch junge – vor einem Marienbildnis im Gebet nieder.

Bei der Agape knapp drei Stunden später kreisen im Refektorium die Weinflaschen. Kaffee und Gebäck wird auf Kosten des Klosters serviert, dazu spricht der Abt – einem Entertainer gleich – in wiegendem Schritt noch einmal über die Predigt oder beantwortet Fragen der Gemeinde. Die Menschen suchen Halt und Orientierung, erklärt Abt Stephan. Ob seine Antworten auf Fragen des Zusammenlebens und der Moral auch tatsächlich im Leben da draußen tragen, wird die jeweils nächste Woche zeigen.

Das Erbe der Habsburger

Auf dem Weg zurück nach Belgrad säumen Weizen- und Maisfelder die Straße, so weit das Auge reicht. Die Vojvodina gilt als Kornkammer Serbiens. Wir kommen an Sremski Karlovci (Karlowitz) vorbei, einer kleinen lebendigen Stadt mit reicher Geschichte, wurde sie doch zum Schauplatz des für ganz Europa wichtigen Friedensschlusses zwischen dem Osmanischen Reich, Österreich-Ungarn, Polen, Russland und der Republik Venedig. Noch heute erinnert eine von der kleinen katholischen Gemeinde vor Ort gepflegte „Friedenskapelle“ an dieses Großereignis, das mit Vertragsunterzeichnung am 26. Januar 1699 den Krieg beendete, der zuvor jahrzehntelang Europa in Atem gehalten hatte.

Nach der zweiten Belagerung Wiens durch das Osmanische Reich 1683 schlos-

sen Österreich, Polen und Venedig das Wehr- und Trutzbündnis der „Heiligen Liga“. Stück für Stück wurden die Osmanen zurückgedrängt und schließlich unter Prinz Eugen bei Zenta 1697 vernichtend geschlagen. Der Friede von Karlowitz – als neutraler Ort zwischen dem habsburgischen Peterwardein und dem osmanischen Belgrad gewählt – sollte schließlich den Beginn vom Ende des Osmanischen Reiches einleiten und zugleich den Aufstieg der Habsburgermonarchie zur Weltmacht.

Die umwälzenden geopolitischen Veränderungen hatten auch für die serbisch-orthodoxe Kirche einschneidende Folgen. Zwar war die nationalkirchliche Einheit unter der Herrschaft der Osmanen seit Mitte des 14. Jahrhunderts bereits zerschlagen worden, und das Patriarchat in Peć musste mehrfach neu installiert werden, doch nach dem Frieden von Karlowitz wurde die Angst vor brandschatzenden Osmanen so groß, dass das Patriarchat 1716 in den „christlichen“ Norden verlegt wurde: in den Machtbereich der Habsburger – nach Karlowitz.

In der Folge des Ersten Weltkriegs wurde Europa neu geordnet. Das Königreich Serbien wurde mit den Gebieten Österreich-Ungarns zunächst zum Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, schließlich zum Königreich Jugoslawien – und das Patriarchat kehrte 1920 wieder an seinen angestammten Platz im Kloster Peć zurück. Bis heute erinnert der offizielle Titel des serbisch-orthodoxen Patriarchen an dieses Kapitel der Kirchengeschichte: „Metropolit von Belgrad und Sremski Karlovci“.

Von Beginn an waren Kirche und Nationalstaat engmaschig miteinander

verwoben. 1219 war es der heilige Sava (Nemanjić), der – aus einer serbischen Herrscherdynastie stammend – sich als Mönch für die Selbstständigkeit („Autokephalie“) der Kirche, für ihre Unabhängigkeit vom Patriarchat von Konstantinopel einsetzte. Seinem Drängen wurde nachgegeben. Zwei Jahre später krönte er seinen Bruder Stefan zum ersten serbischen König. Es folgte ein Goldenes Zeitalter des Gleichklangs von Staat und Kirche mit dem Höhepunkt der Erhebung der serbisch-orthodoxen Kirche zum eigenständigen Patriarchat 1346 und der gleichzeitigen Krönung des damaligen serbischen Herrschers Dusan zum Kaiser.

Nation und Nationalkirche

Über lange Zeit konnte sich der Staat politisch auf die Kirche verlassen. Sie nährte seine mythologischen Quellen und legitimierte die Herrschaft. Die Kirche wiederum konnte auf den Staat und seine schützende Hand hoffen. Erst unter Tito kühlte sich das Staat-Kirche-Verhältnis ab. Doch konnten die alten Kanäle erstaunlicherweise Anfang der neunziger Jahre wiederbelebt werden. Die Orthodoxie wuchs – wie fast überall in den postsozialistischen Ländern –, und mit ihr wuchs die selbstbewusste Hoffnung, an den Glanz der alten Einheit anknüpfen zu können. Fluch und Elend dieser erneuerten Einheit wurden jedoch rasch unter dem Regime Milošević sichtbar, der mit Hilfe der Kirche auf der Klaviatur der Nationalmythologie zu



Die Friedenskapelle von Karlowitz

Albert Schweitzer hat den Schwachen ein Zuhause gegeben

Helfen Sie, es zu erhalten

In fast 100-jähriger Tradition sind in Albert Schweitzers Spital medizinische Versorgung und soziale Lebenswelt vorbildhaft herangewachsen. Ein verlässliches Zuhause, auch für über 800 Kinder, die jährlich im Spital in Lambarene zur Welt kommen. Helfen Sie uns, dies zu erhalten.

Spendenkonto 0004 300 300 · BLZ 500 906 07



Bei Spende bitte Adresse angeben wg. Spendenbestätigung

Erfahren Sie mehr über Albert Schweitzer und Lambarene. Gerne senden wir Ihnen kostenlos und unverbindlich die Broschüre „Albert Schweitzer – wissenswert“.

Bitte Coupon einsenden an:
Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e.V.
Wolfgangstraße 109 · 60322 Frankfurt
www.albert-schweitzer-zentrum.de

Vorname, Name _____
Straße, Nr. _____
PLZ, Ort _____

→ spielen verstand und die hässliche Fratze des Nationalismus hervorkehrte.

Als bekanntestes Beispiel dafür gilt die Rede Milosevićs von 1989 anlässlich der Gedenkfeiern zum 600. Jahrestag der „Schlacht auf dem Amselfeld“ im Kosovo. An die historische Schlacht zwischen den Serben und den Osmanen wird in Liedern und Geschichten bis heute als „Stunde null“ der serbischen Identität erinnert. Milosević bediente sich vor einer Million Zuhörern dieses Mythos, um einen „Kosovo-Heroismus“ zu beschwören, der „sechs Jahrhunderte unsere Kreativität inspiriert und den Stolz genährt hat“. Vor dem Kriegsverbrechertribunal von Den Haag wurde diese Rede – „heute befinden wir uns wieder in Kriegen und werden mit neuen Schlachten konfrontiert“ – als ein Beleg für Milosevićs militant-nationalistische Gesinnung gewertet.

Europäische Union und Kosovo

Belastet von der jüngsten Kriegsgeschichte trägt die Einheit aus Religion, Mythologie und Politik heute nur mehr bedingt. Die rapide gesellschaftliche Modernisierung und die fortschreitende Annäherung an die Europäische Gemeinschaft prägen die Tagespolitik. Pragmatismus geht vor Pathos. Zwar versuchen etliche Bischöfe und Kirchenvertreter, den Kosovo unter Verweis auf die zahlreichen serbischen Klöster und Kirchen zum „spirituellen Zentrum“, zum „Altarraum Serbiens“ oder zum eigentlichen Geburtsort der serbischen Nation zu verklären. Allerdings tragen diese Argumente nicht mehr weit, schon gar nicht unter der jüngeren Generation. Einen geschichtlichen Nullpunkt, einen Kraftort, aus dem sich Identität



Foto: Rupprecht

Osmanen verbrennen Reliquien des heiligen Sava (l.), Botschafter Koja (r.)

und Legitimität schöpfen lassen, gibt es nicht mehr, wenn es ihn überhaupt je gegeben hat.

„Mit mythologisch verbrämter Geschichte ist keine Politik zu machen“, bringt es der österreichische Botschafter in Serbien, Clemens Koja, auf den Punkt. Nur langsam kommt diese Einsicht bei der Kirche an, die oftmals nur zu politischen Handlungsdiensten oder gar zum Dekor herangezogen wird wie etwa bei dem von Staatsseiten pompös inszenierten Begräbnis Pavles I.

Seit zwei Jahren führt der hochgewachsene Diplomat in Belgrad die Geschäfte. Einen wichtigen Schritt unternahm das Land am 22. Dezember 2009, als es den An-



Foto: Klingens

trag auf Mitgliedschaft in der Europäischen Union stellte. Die Geste des Parlaments, fünfzehn Jahre nach dem Massaker von Srebrenica den Angehörigen der Opfer sein Beileid auszusprechen und die Gräueltaten des Bosnienkrieges offiziell zu verurteilen, war ein weiterer Schritt – auch wenn die Resolution nur eine äußerst knappe Mehrheit fand und von den Nationalisten aufs Schärfste verurteilt wurde.

Ein „echtes Hindernis“, so Koja, bleibe jedoch innen- wie außenpolitisch der Kosovo. Denn die EU-Integration des Landes steht und fällt mit der serbischen Kosovo-Politik. So beklagt die serbische Regierung,

dass Berlin unter anderem die Anerkennung eines unabhängigen Kosovo zur Bedingung für Beitrittsverhandlungen macht. Österreich, das mit Abstand größter Investor in Serbien ist, ein hohes Ansehen genießt und großen wirtschaftlichen Einfluss hat, gehörte sogar zu den ersten Ländern, die die Unabhängigkeit des Kosovo anerkannt haben.

Serbien stelle sich jedoch stets wieder aufs Neue ein Bein, so Koja, wenn es etwa – wie aktuell – bei den Vereinten Nationen eine Resolution zum Kosovo einbringe, die die „einseitige Abspaltung“ des Kosovo als „inakzeptable Methode“ bezeichnet und damit dem Rechtsgutachten des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag vom Sommer widerspricht. Dort wurde die Vereinbarkeit der Autonomieerklärung mit dem Völkerrecht ausdrücklich festgehalten. Auf vielfachen Druck der Europäischen Union hat Serbien die Resolution nun abgeschwächt und Dialogbereitschaft signalisiert.

Der neue Patriarch

Mit einschüchternden, wuchtigen grauen Säulen empfängt das Patriarchatsgebäude seine Gäste. Es ähnelt einer Trutzburg, die den Stürmen einer religionsverachtenden gesellschaftlichen Modernisierung zu widerstehen trachtet. Von offener Herzlichkeit ist indes der Empfang bei Patriarch Irinej: Über eine Stunde nimmt er sich Zeit für ein freimütiges Gespräch. Wach blitzen seine Augen, seine achtzig Jahre merkt man ihm trotz des langen grauen Barts nicht an. Protokollarische Höflichkeiten werden ausgetauscht, das gute Verhältnis zu Österreich wird betont – und dann, auf Nach-

Die Summe eines großen spirituellen Lehrers

»Ein zeitgemäßes, tiefgründiges und wichtiges Buch« (Ken Wilber)

»Eine Bereicherung für alle, die sich entschieden zum christlichen Glauben bekennen, aber auch für alle, die auf der Suche nach dem Sinn des Lebens sind« (Abt Odilo Lechner)

»Was dem Buch Wert und Kraft gibt, ist die Aufrichtigkeit der Antworten von Bruder David. Sie kommen aus einem weiten Herzen.«

(der Dalai Lama im Vorwort)

**Der Kern des Credo –
ausgelegt für Christen
und religiös suchende
Menschen heute**

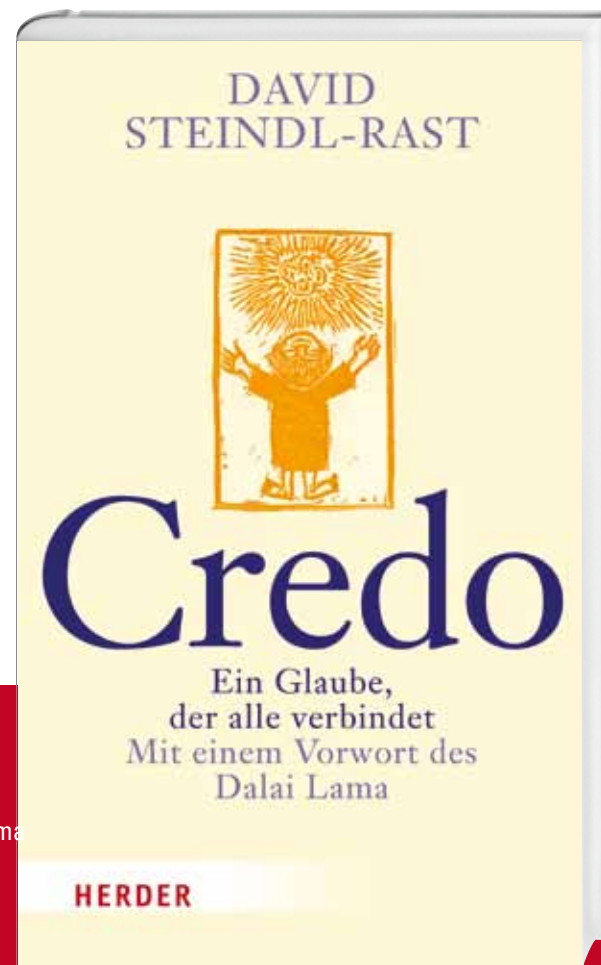
Neu in allen Buchhandlungen
oder unter www.herder.de

HERDER

Lernen ist Leben

David Steindl-Rast
Credo

Ein Glaube, der alle verbindet
Mit einem Vorwort des Dalai Lama
240 Seiten | Gebunden
mit Schutzumschlag
€ 18,95 / SFr 28.90 / € [A] 19,50
ISBN 978-3-451-30356-2



frage, die Idee bestätigt, die Diözese Mitteleuropa durch die Schaffung einer eigenen Diözese in Österreich neu zu strukturieren. Rund 300.000 Serben leben in Österreich. Ein eigener Bischof wäre da „ein wichtiger Ansprechpartner“, sagt der Patriarch.

Schweres Erbe

Im Hinblick auf das Streben Serbiens nach einer EU-Mitgliedschaft zeigt sich der serbisch-orthodoxe Episkopat gespalten. Erklärte etwa der mittlerweile abgesetzte Artemije gegenüber der Zeitung „Danas“ seinerzeit, die europäische Integration drohe, die „Werte des Evangeliums durch ‚europäische Werte‘ zu ersetzen, die im Großen und Ganzen gegen das Evangelium und heidnisch sind“, so schlägt Patriarch Irinej sanftere Töne an: Es gebe keinen Grund, sich vor der Europäischen Union zu fürchten, falls Europa die serbische Identität, Kultur und Religion achte. „Wir wollen ganz gewiss zu dieser Familie der europäischen Völker gehören.“

Das Schweizer Institut „Glaube in der zweiten Welt“, das die kirchenpolitischen Entwicklungen in Osteuropa beobachtet, sieht die serbisch-orthodoxe Kirche an einer Wegscheide. Noch sei nicht klar, in welche Richtung sie sich entwickeln werde. Irinej habe die Leitung in einer schwierigen Situation übernommen. Die wichtigste Herausforderung sei neben den innerkirchlichen Machtkämpfen auch die Frage einer neuen Kommunikation mit den außerkirchlichen, zivilgesellschaftlichen Organisationen und Intellektuellen auf dem gesamten Balkan. Kritisiert wird die Kirche nicht zuletzt wegen ihrer ablehnenden Haltung gegenüber den Aufklärungsbemühungen zu den jugoslawischen Zerfallskriegen und den verübten Kriegsverbrechen. Nicht wenige Serben beklagen einen zu starken Einfluss auf Staat und Gesellschaft. Die Kirche bleibe bislang eine Antwort schuldig, wie sie ihre Rolle sieht.



Der neue Patriarch der serbisch-orthodoxen Kirche: Irinej



Das altherwürdige Kloster Peć im Kosovo, traditioneller Sitz des Patriarchen

Nicht weniger innerkirchliche Sprengkraft dürfte die Absicht des Patriarchen haben, Papst Benedikt XVI. im Rahmen der für 2013 angesetzten Feierlichkeiten zum 1700-Jahr-Jubiläum des Edikts von Mailand nach Nis einzuladen. Gefeierte wird dabei jenes auf Kaiser Konstantin zurückgehende Edikt, das die Christenverfolgung im Römischen Reich beendete und damit den Grundstein zum Aufstieg des Christentums zur Weltreligion legte.

Papstbesuch 2013?

Eine Einladung an den Papst wäre ein ökumenisches Symbol, das vom katholischen Belgrader Erzbischof Stanislav Hocevar wie von der Apostolischen Nuntiatur sehr begrüßt würde. Das Christentum atme schließlich „mit zwei Lungenflügeln“ – der Orthodoxie und dem lateinisch-westlichen Christentum, so Hocevar. Ein Papstbesuch in Serbien zu dem Jubiläum könnte an diese Tatsache erinnern und die Lage der rund 500.000 Katholiken im Land stärken. Die Zusammenarbeit zwischen Staat und katholischer Kirche habe Fortschritte gemacht, bestätigt Giorgio Lingua, der Vertreter des Apostolischen Nuntius in Belgrad. Vor wenigen Monaten haben die katholischen Diözesen, Pfarreien und Orden die Anerkennung als juristische Personen erlangt, was vor allem für die Einrichtungen der Caritas eine enorme Erleichterung bedeutet.

Am 3. Oktober wird der neue Patriarch offiziell im Kloster Peć im Kosovo, dem ursprünglichen Sitz des Patriarchats, „intronisiert“. Das Kloster, das zum Weltkulturerbe gehört, ließ Bischof Artemije 2009 ohne Rücksprache mit Kunsthistorikern in knalligem Rostrot anstreichen, angeblich um es in der engen Rugova-Schlucht besser sichtbar zu machen. Ob von Peć auch symbolisch die Strahlkraft des Aufbruchs ausgeht, wird die Vollversammlung des Episkopats zeigen, die unmittelbar nach der Inthronisation stattfindet. Die Reformfragen sind gestellt. ←

Die Sätze erstrecken sich manchmal über eine Seite und mehr. Sie sind verschachtelt, Einfügung in Einfügung, Impression in Impression, Gedanke in Gedanken, wie das Leben. Wer weiß am Ende schon noch, wo was wie begonnen hat? Wenig passiert, als ob schon alles geschehen sei, ohne „Warum“ und ohne „Woraufhin“. Es ist, wie es ist – oder genauer: wie es war.

Der argentinische Schriftsteller, Journalist und Drehbuchautor Alan Pauls, geboren 1959 in Buenos Aires, ist einer der bedeutendsten Autoren seines Landes. Aber er versteht sich nicht als Erzähler im üblichen Sinn. Es gibt nichts zu „erzählen“, wenn so vieles kommt und geht, irgendwie beliebig, nicht als blindes Schicksal, aber doch als Zufall. Man weiß nicht so recht, warum man liebt, warum man umzieht, seine Frau verlässt, ein Kind abtreibt, ein Kind bekommt und dessen Mutter wieder verliert. Es gibt viele Gründe und doch keinen „Grund“, wiewohl alles „irgendwie“ Ursachen hat im Daseinsrätsel, das weniger ein Geschehen ist als ein Geschehenlassen, weniger ein Tun als ein Ergehen.

So zerbricht im Roman „Die Vergangenheit“ eine ideale Ehebeziehung nach zwölf Jahren. Sie waren ein Traumpaar. Die Brüche sind unerklärlich, irgendetwas treibt auseinander. Ist es die Abtreibung des Kindes, die recht motivlos, fast gedankenlos unternommen wird? Ist es eine gewisse Trägheit des Laufenlassens oder vielleicht doch ein diffuser Wille, anders zu sein? Der Mann sucht nicht wirklich Bekanntschaften. Sie kommen einfach und

KÖPFE AUS DER EINEN WELT



Alan Pauls, Argentinien

vergehen, während die Frau versucht, durch regelmäßige Briefe, die ihr Ex-Mann zunächst stets ungelesen beiseite legt, ihm Botschaften ihrer ewigen Liebe zu senden, ihn wieder zu erinnern an die erste Zeit ihrer Gefühle. Doch die Vergangenheit erscheint ihm, dem Übersetzer, wie eine Fessel, der er sich entzieht; in Einsamkeit versinkt er dennoch. Diese lässt ihn durch den Tag treiben, unterbrochen und stimuliert allenfalls durch Kokainschnupfen und Masturbieren. Er scheint nicht einmal mehr dazu fähig zu sein, auf sein eigenes Kind aufzupassen, das er mit einer neuen Partnerin gezeugt hat. Wie eine „Retterin“ taucht seine

erste Frau auf, um die Leibesfrucht der Fremden und ihres Mannes zu bewahren, während die eigene sterben musste.

Der Ausbruch aus der babylonischen Gefangenschaft der ewigen Liebe der Vergangenheit scheint nur in neue Gefangenschaften der Seele zu münden. Schließlich ist es doch die erste Liebe, die als Schwerkraft im trägen Fluss des Seins Erinnerungen freisetzt. Sie ist die Konstante, die das Bewusste und das Unbewusste, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet. Der verlorene Ehemann kehrt zurück, zunächst als Helfer seiner Frau für eine – surreal wirkende – Organisation von Frauen, „die zu sehr lieben“, dann zu seiner Frau selbst. Die letzten Sätze sind kurz: „Alles wie gehabt. Sie verbluteten weiter.“

Die Literaturwissenschaft hat Pauls' Werke (bei Klett-Cotta) unter die „intellektuelle Literatur“ eingereiht. Diese setzt sich ab vom breiten Strom des Erzählerischen vieler lateinamerikanischer Autoren. Das Leben sind hier weniger Geschichten als Bilder, Metaphern, Assoziationen, Ideen, Gedanken, Collagen. Und es sind verstörende Gefühle, wie in „Geschichte der Tränen“, einem hermetisch wirkenden Kurz-Roman über einen Mann, der – zur Zeit der Militärdiktatur – mitleidet mit den Gequälten und Schwachen. Er weckt Mitleid, Tränen, Rührung, kann aber selber nicht mehr weinen, als seine Welt des Einfühlens an der Realität der Gewalt zerbricht. „Er schenkt dem Glück keinen Glauben ... Aus irgendeinem Grund fühlt er sich dem Schmerz nahe.“ rö.